

# Melcher Zeitung

Einzelnummer 10 Pfennig.



**Ausgabezeit und Anzeigenannahme:**  
Hilfsstraße 23 (Wd.).  
**Redaktion und Geschäftsstelle:**  
Pariserstraße 4 (Post-Bezirk).

**Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage mit der unentgeltlichen illustrierten Beilage „Sonntagsblatt“.**  
Bezugspreis vierteljährlich (im Voraus zahlbar) im Gebiete der deutschen Postverwaltung **Mark 2.80;**  
mit dem Beiblatt „Melcher humoristische Blätter“ **Mark 3.40.** — Fürs Ausland **Mark 7.50** bzw. **8.10.**

**Anzeigen:**  
die einfache Zeile **20 Pf.**  
**Werktagen:**  
die Zeile in **10 Pf.**

Nr. 210.

Weg, Donnerstag den 10. September 1914

XXXIV. Jahrgang.

## Fürst Bülow über den Krieg.

Die norwegische Zeitung „Aas Dagligt Allehanda“ sowie die Zeitungen „Dagen“ und „Aftenbladet“ veröffentlichten eine Unterredung, die Fürst Bülow dem norwegischen Schriftsteller Björn Björnson, dem Herausgeber der Korrespondenz „Norden“, gewährt hat. Der Bericht hat folgenden Wortlaut: Der Herausgeber der Korrespondenz „Norden“ richtete an den Fürsten die Frage, wie er über den weiteren Verlauf des Krieses am besten denke, der die Welt mit seinem Geiste erfüllt. Der Fürst antwortete:

Wir werden siegen, weil wir siegen müssen. Das deutsche Volk ist noch kein Feind erlegen, wenn es einig war, und niemals im Laufe seiner langen und wechselvollen Geschichte war es so einig wie heute. Wie oft haben schaffinnige Besatzer unseres politischen Lebens, wie oft Kenner unserer Volkseele, wie oft hat ein Bismarck darüber geflagt, daß es uns Deutschen so schwer falle, keine Meinungsverschiedenheiten großen gemeinsamen Zielen unterzuordnen. Der Sturmwind dieser Tage hat weggeblasen, was rüchlig und kleinlich an uns war. Dieser Krieg hat uns alle besser gemacht, jagte mir gestern ein alter Freund. Das gilt von den einzelnen, es gilt von dem ganzen Volk. Der volle Einklang zwischen Staatsgewinnung und Volksempfinden, die in Fleisch und Blut übergegangene Ueberzeugung, daß das Los jedes einzelnen mit dem Schicksal des Ganzen unauflöslich verknüpft ist, haben sich in diesen Tagen in überwältigender Weise Bahn gebrochen. Hinter uns in wesenlosem Schine liegen die Jänkereien früherer Tage. Wir erkennen, wie wenig viel das bedeutet, was uns zu trennen schien, von wem vitaler Bedeutung das ist, was uns verbindet. Ein Sozialdemokrat, der Reichstagsabgeordnete Dr. Südekum, hat in einer schwedischen Zeitung in einer öffentlichen Erklärung dem Empfinden der gesamten Nation Ausdruck gegeben, wenn er schreibt: „Wir in Deutschland, und zwar alle Parteien und alle Volksschichten, sind von der Ueberzeugung tief durchdrungen, daß wir siegen müssen oder untergehen.“ Man kann die Lage, in der wir uns befinden, und die Aufgaben, vor der wir stehen, nicht klarer formulieren. Aber wir werden oben stehen. Mit uns ist der Geist unserer Väter, der Geist von Schiller und Kant, von Schlegel und Goethe. Er geht unsen Heeren voran, er weist uns die Wege. Wenn Goethe wieder unter uns weise, er würde lächelnd und bescheiden manches zurechnen, was er über deutsche Untugenden geflagt und geflagt hat. Wenn Bismarck und Richard Wagner wieder auferstünden, sie würden zufrieden sein mit ihrem Volk.

Mit uns steht aber nicht nur der Geist der deutschen Väter, wir stehen auch für die europäische Kultur, ihren Fortbestand und ihre Zukunft. Unter Sieg steht Gerechtigkeit und Ordnung, Wohlstand und Bildung für Europa und für die Welt. Wenn wir russischer Herrschaft, englischer Schmach, französischer Nachdruck erliegen, müßte der Genius Europas sein Haupt vernehmen. Napoleon hat auf St. Helena gesagt, die Welt werde in 100 Jahren totalisch oder republikanisch sein. Ueber die Vorgänge dieser oder jener Regierungsform wollen wir uns jetzt nicht den Kopf zerbrechen. Ich persönlich glaube festest an die Ueberlegenheit und Dauerhaftigkeit vernünftiger monarchischer Institutionen für unser heutiges Volk. Das aber steht fest, der Ausgang dieses Krieges wird darüber entscheiden, ob deutscher Geist und deutsche Kultur lebend und befruchtend auf die Welt wirken werden, oder ob dieser Barbare, Verderbtheit und Vernechtung zum Opfer fallen soll. Und darum werden wir das Schwert nicht aus der Hand legen, bis wir unser Land gegen die Wiederkehr eines so ruhmlosen Verfalls gründlich und für lange hinaus gesichert, und bis wir in Europa einen Zustand herbeigeführt haben, der die Möglichkeit friedlichen und ruhigen Nebeneinanderlebens der Völker im Interesse der Förderung ihrer materiellen und geistigen Wohlfahrt wirklich gewährleistet. Daß ein langer Krieg große Opfer fordern, daß er gewaltige Anforderungen an die militärische, die wirtschaftliche und vor allem die sittliche Kraft des deutschen Volkes stellen würde, wissen wir alle. Aber das Volk, dessen größter König sieben Jahre gegen halb Europa im Felde stand, das vor 100 Jahren mit dem ausgelegenen und zerklüfteten Kreuzen für den Befreiungskampf Europas gegen französische Völkerei die Keimzelle stellte, wird auch in einem langen Kriege sicher nicht müde das Schwert sinken lassen.

Ich möchte nicht, daß Sie es für Aufmerksamkeiten hielten oder für den Ausdruck einseitiger Beurteilung, wenn ich sage,

wie groß steht gegenüber seinen Feinden jetzt das deutsche Volk da! Wie wundervoll treten heute die Tugenden dieses Volkes zutage, nicht nur sein Heldentum, den die Welt seit Siegfrieds Tagen, seit den Urfängen unserer Geschichte, wo sich die Wurzeln des deutschen Volkes mit denen der skandinavischen Völker berühren, sondern auch seine andere Vorzüge, sein tiefgewurzelter, selbstverständlicher Pflichtgefühl, sein Sinn für Ordnung, die Selbstgütigkeit, die jeder an sich liebt, die Reinheit des deutschen Gemüts, der deutsche Fleiß, die deutsche Arbeitskraft, die Gründlichkeit deutscher Bildung, der unverwundliche deutsche Idealismus, das deutsche Gottvertrauen. Sehen Sie, wie die deutschen Heere im Westen und Osten alles vor sich werfen, wie sie aufmarschieren sind, wie in diesem Millionenheer jeder den ihm angewiesenen Platz ausfüllt, jeder freudig seine Pflicht erfüllt. Sehen Sie, mit welcher Sicherheit und Pünktlichkeit Tausende von Eisenbahnzügen von früh bis spät die Truppen nach dem Westen und Osten befördern, wie die Verwaltungsmaschine ohne Störung noch Stöden weiter arbeitet, sehen Sie das ruhige, friedliche Bild, das die Millionenstadt Berlin auch heute bietet. Sehen Sie (der Fürst wies aus dem Fenster auf den Tiergarten), wie der Rasen dort im Tiergarten heute ebenso gepflegt ist wie in heißer Friedenszeit, wie die Rasen im Hofgarten an der Charlottenburger Chaussee blühen und prägen wie immer, sehen Sie die ruhige, gestimmte, im wahren Sinne vornehme Haltung dieses Volkes, wo jeder seine Schuldigkeit tut, ohne Prahlerei noch wüsten Ehrs, wo Sie kein häßliches Geheul auf den Straßen hören, sondern nur, wenn wieder eine Siegesnachricht eingetroffen ist, eines unserer schönen nationalen Vieder, schauen Sie auf das Bild, das in diesem Augenblick nicht nur die Reichshauptstadt, sondern ganz Deutschland bietet, und ich darf wohl sagen: Sie bilden auf ein großes Volk. Auch derjenige Deutsche, dem der Alltagskampf der Meinungen und Parteien hier und da den unvergänglichen Kern deutschen Wesens verhilft, den man die Vorgänge der letzten Jahre mit Sorge auf unsere Entwicklung blicken lassen, kann angesichts der Haltung des deutschen Volkes in diesem Kriesekampf nur schmeidend sein Haupt neigen vor der Größe der Nation.

Nicht nur in Deutschland hat der Krieg erhebend gewirkt, auch über Oesterreich-Ungarn ist er wie ein reinigendes Gewitter hingegangen. Welches Zerbrochen vor dem Kriege englische und französische Politik und Publizisten von dem infolge der Nationalitätenkämpfe angebahnten auseinanderfallenden habsburgischen Reiche erwarteten. Wie hat der Gang der Ereignisse diese Prophezeiungen Unger gestrafft. Fürst Bismarck hat recht behalten, der sagte, daß, wenn Kaiser und König Franz Joseph zu Pferde stiegen, ihm alle seine Völker folgen würden. Wenn auch der Thron der Habsburger, dieser am Glorionen, der Rumäne am Ungarn und der Pathene am Polen dieses oder jenes auszuscheiden haben mag, so stehen sie doch alle trotz gelegentlicher Neigungen in der Prager oder Raibacher, Agrar oder Demberger Landtagslande das weitere Zusammenleben mit dem alten Zeitgenossen bei weitem tiefer ruffischen in Ruhe vor. Alle Völker der alten Donaumonarchie, die nach einem bestimmten Wort erkunden werden müßte, wenn sie nicht eifriger, haben das gleiche Interesse an dem Fortbestand des habsburgischen Reiches.

Was Italien angeht, so glaube ich, daß das italienische Volk den schwersten Fehler seiner Geschichte begehen würde, wenn es sich durch englische, französische und russische Einflüsse gegen die Oesterreich-Ungarn einnehmen. Ich weiß wohl, was zwischen Italien und Oesterreich steht, die Erinnerung an langjährige und erbitterte Kämpfe, die schlaube Teilnahme des italienischen Volkes an dem Ergebnis seiner Stammesgenossen in Oesterreich. Ich kenne auch die Fäden, die Italien mit Frankreich verbinden, den Einfluß, den England seit jeher in Italien ausgeübt hat, nicht nur durch seine Flotte, vor deren Kanonen die italienischen Seestädte liegen, sondern auch durch die Erinnerung an die englischen Sympathien für die italienische Freiheitsbewegung, an das Wort, welches italienische Freiheitskämpfer in England gefunden haben. Ich kenne die Vorliebe vieler Italiener für englische Institutionen, die ihnen Vorbild gewesen sind. Aber das sind Gefühle und Erwägungen, die nicht den Kern der Sache treffen. Dieser ist, daß ebenso sehr wie das Schicksal Oesterreichs die Zukunft Italiens von dem Siege unserer Waffen abhängt. Zwischen dem We-

gang und den Lebensbedingungen des italienischen Volkes und unserer deutschen Entwicklung besteht eine Gleichartigkeit, die nicht nur äußerlicher Natur ist. Beide Völker haben später als andere, viel später als Engländer, Franzosen, Spanier, ihre Einheit erlangt. Woran lag das? An dem Uebergewicht Frankreichs, der auf der Zersplitterung Italiens und Deutschlands beruhte. Der kluge französische Politiker, Adolphe Thiers, wußte, was er tat, als er die Italiener wie die deutschen Einheitsbestrebungen mit solcher Erbitterung bekämpfte, denn er sah voraus, daß sie die präponderante Legitimation da France, wie die Franzosen es nannten, die von Richelieu bis zu Napoleon III. von Frankreich ausgeübte Hegemonie, gefährdeten. Dem Genie zweier großer Staatsmänner, Bismarck und Caour, ist es gelungen, durch ihre der Unklarheit und Kurzsichtigkeit Napoleons III. unendlich überlegene Staatskunst die deutsche und die italienische Einigung zu verwirklichen. Die italienische Großmachtstellung, Unabhängigkeit und Einheit stehen und fallen mit der deutschen Machtstellung. Eine Schwächung Deutschlands würde auf die italienische Stellung im Mittelmeer und damit auf die italienische Gesamtposition eine unermessliche und tiefgehende Wirkung ausüben, der Triumph des Panislawismus, die italienische Kultur und das italienische Volkstum in ganz anderer Weise bedrohen, als die Mißgriffe dieses oder jenes Beamten in Süditalien oder Triest.

Ein Vorgehen Italiens gegen Oesterreich-Ungarn nach Jahrzehntelanger Allianz wäre ein völlerrechtliches Unrecht, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Es wäre aber noch mehr als das, hier träte das Wort von Tolstoj zu, das er nach der Erschließung des Herzogs von England sprach: C'est plus qu'un crime, c'est une honte. Damit würde das Tafelstück zwischen Italien und Deutschland zerhacken, würde die italienische Weltstellung und Zukunft gefährlichen Augenblicke folgen, hohen Prinzipien und tiefenhaften Versprechungen leichtfertig geopfert.

Und wie steht es mit Skandinavien? Ich will Sie nicht daran erinnern, wie warme Sympathien in Deutschland für Skandinavien immer bestanden haben, an die Aufnahme, die der Genius skandinavischer Dichter, eines Ibsen, eines Björnson, eines Strindberg, auf deutschen Bühnen und im deutschen Volk gefunden haben, an die vielen Deutschen, die ihr Land besuchten und Liebe zu ihrem Lande von dort mitgenommen haben, an die vielen Beweise von Liebe und Verständnis, die unser Kaiser ihrem Volk gegeben hat. Ich frage Sie nur das eine: Welche Gefahr sollte Norwegen, sollte irgendeiner unserer friedlichen Nachbarn von Deutschland drohen? Sind wir nicht während 43 Jahren, bis wir von unseren Nachbarn angefallen wurden, ein friedliches Land gewesen? Ich kann ohne Ueberzeugung sagen: Oesterreich-Ungarn und Oesterreich. Wieviele Kriege haben insofern Frankreich, England, Rußland in Afrika und Asien geführt, wie haben sie ihren Völkern

vergrößert! Wann sind wir jemals den Rechten oder Interessen anderer Länder zu nahe getreten? Wir denken natürlich auch heute nicht daran, die Sicherheit und Unabhängigkeit derjenigen Länder zu bedrohen, die in Frieden und Freundschaft mit uns leben wollen. Die Schweiz und die Niederlande, Schweden, Norwegen, Dänemark, sie alle wissen, daß wir nichts Böses gegen sie im Schilde führen. Brauche ich Sie an die sorgsame Pflege unserer Beziehungen zu den Vereinigten Staaten zu erinnern, zu dem amerikanischen Volk, für dessen große Seiten unser Kaiser ein so richtiges Verständnis besitzt?

Wenn heute Millionen deutscher Soldaten im Felde stehen, so kämpfen sie für die Sache des künftigen Friedens, der Zukunft und der Freiheit der Völker. Wofür kämpft Frankreich? Für die Stellung seines Nachbarn, dessen Befriedigung nur möglich wäre, wenn das deutsche Schwert am Boden läge, wor für uns Gott in Gnaden bewahren wird. Wofür Rußland? Für die panislawistischen Ziele, für eine russische Welt Herrschaft, die ein Grauel sein würde, wenn sie nicht eine Utopie wäre. Die Geschichte wird sagen, daß der tapfere Generaloberst v. Hindenburg, als er die Waffen bei Tannenberg auf Haupt schlug, sich ein ebenso großes Verdienst um die europäische Zivilisation erwarb wie in alten Tagen Herzog Heinrich von Pleignitz, als er sich den Mongolenhorden entgegenstellte, und England? Der bisherige Minister John Burns, der lieber juristischer, als daß er die Grenzen Politik mitmache, hat es offen ausgesprochen: Aus brutalem Konkurrenzneid ist es uns in den Rücken gefallen. Es hat uns das irreführende und thöricht geleitete Belgien zu dessen Unglück entgegengeworfen, hat uns Japan auf den Hals gehetzt, das seinem deutschen Lehrmeister so viel verdankt und diesen Dank jetzt dadurch abstattet, daß es unser aufblühendes Jüngling, wo deutscher Fleiß und deutsche Organisation schöne Früchte gezeitigt hatten, heimtlich überfällt. Das war ein Hochverrat an der Welt und an der Menschheit. Es wird viel Wasser die deutschen Ströme herabfließen, bis der Deutsche das England vergißt, dessen Freundschaft von uns, und in erster Linie von unserm Kaiser, so beharrlich, so eifrig gesucht wurde, mit dem wir so gut in Frieden und Freundschaft hätten leben können, wenn England uns nur den Platz an der Sonne gegönnt hätte, auf den das deutsche Volk ein Recht hat, den es sich, und wenn die Welt voll Teufel war, nicht nehmen lassen wird. Würde das deutsche Volk durch die Mächte übermunden, die sich jetzt gegen uns verschworen haben, so wäre das der Zusammenbruch der stillen Weltordnung. Wer glauben Sie mir, wir werden das Feld behalten. Wir werden kämpfen, bis wir einen Frieden erlangen, würdig der Opfer, die unser Volk mit heiligem Ernst bringt, und es wird sich am deutschen Volk das Wort des Psalmisten erfüllen, das der große Oberbefehlshaber Frankreichs bei dem Kaiserbesuch in dem Feldlager sagte: „Ich werde nicht weichen, denn ich werde leben.“

## Eine wichtige Anlagenschrift des deutschen Reichskanzlers.

W Berlin, 7. Sept. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ bringt folgende Mitteilung des Reichskanzlers an die Vertreter der „United Press“ und der „Associated Press“:

Großes Hauptquartier, 2. Sept. 1914.

Ich weiß nicht, was man in Amerika über diesen Krieg denkt. Ich nehme aber an, daß dort inwieweit der Telegrammwechsel Sr. Majestät des Kaisers mit dem Kaiser von Rußland und dem König von England bekannt geworden ist, der unüberleglich vor der Geschichte Zeugnis dafür ablegt, wie der Kaiser bis zum letzten Augenblick bemüht gewesen ist, den Frieden zu erhalten. Diese Bemühungen mußten aber vergeblich bleiben, da Rußland unter allen Umständen zum Krieg entschlossen war und England, das durch ein Jahrzehnt hindurch den deutsch-feindlichen Nationalismus in Rußland und Frankreich ermutigt hatte, die glänzende Gelegenheit, die sich ihm bot, die so oft betonte Friedensliebe zu bewahren, unbenutzt vorübergehen ließ, sonst hätte wenigstens der Krieg Deutschlands mit Frankreich und England vermieden werden können. Wenn sich einmal die Klischee öffnen werden, so wird die Welt erfahren, wie oft Deutschland England die Freundschaft entgegengebracht hat. Aber England wollte die Freundschaft mit Deutschland einseitig auf die Entwicklung Deutschlands und in dem Ge-

füßt, daß es durch deutsche Tüchtigkeit und deutschen Fleiß auf manchen Gebieten überflügelt werde, wünschte es Deutschland mit roher Gewalt niederzuzwingen, wie es seinerzeit Spanien, Holland und Frankreich niederworfen hat. Diesen Moment hielt es jetzt für gekommen, und so bot ihm denn der Einmarsch deutscher Truppen in Belgien einen willkommenen Vorwand, am Kriege teilzunehmen. Zu diesem Einmarsch aber war Deutschland gezwungen, weil es dem beabsichtigten französischen Vormarsch zuvorkommen mußte, und Belgien nur auf diesen wartete, um sich Frankreich anzuschließen. Das ist für England nur ein Vorwand war, beweist die Tatsache, daß Sir Edward Grey bereits am 2. August, nachmittags, also bevor die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland erfolgte, dem französischen Botschafter die Hilfe Englands bedingungslos für den Fall zugesichert hat, daß die deutsche Flotte die französische Küste angreife.

Moralische Grundel aber kennt die englische Politik nicht. Und so hat das englische Volk, das sich stets als Wortführer für Freiheit und Recht gebärdete, sich mit Rußland, dem Vertreter des schärfsten Despotismus, verbündet, mit dem Land, das keine geistige, keine religiöse Freiheit kennt, das die Freiheit der Völker wie der Individuen mit Füßen tritt. Schon beginnt England einzusehen, daß es sich verfehlet hat und daß Deutschland keiner

## Der Lückenbüßer.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Friedrich Thiem.

Seine Befürchtung betrog ihn nicht: Johannes war nicht bei dem Freunde! Sekretär Mohr war eben auch dagewesen und hatte die niederigstmerende Nachricht mit sich fortgenommen — der Doktor seufzte tief auf und hästete weiter nach dem nächsten Polizeiamt, um die entsetzliche Frage zu klammern, ob man etwa den Unglücklichen schon gefunden habe.

Er atmete auf — man wußte dort nichts von dem jungen Menschen! Man nach Hause zur Mutter, die sich in fieberhafter Angst verzehrte. Der Sekretär war bereits bei ihr — die Arme ließ händeringend auf und ab. Ein Mitschüler ihres jüngsten Sohnes hatte einen ihm von diesem übergebenen Brief überreicht.

„Johannes hat mir das Versprechen abgenommen, Ihnen den Brief erst heute abend um zehn Uhr zu überbringen“, hatte der Bote dabei gesagt. „Ich wollte auch Wort halten — aber mein Gewissen ließ mir keine Ruhe. Ich zeigte meinem Vater diesen Brief, der mir geblieben ist, ich schlug ihm herzutragen. Denn ich fürchte, Johannes trägt sich mit schrecklichen Absichten, wenn er es auch mir nicht gesagt hat.“

„Sie wissen nicht, was was darin steht?“ stammelte die Mutter, deren zitternde Hände kaum das Schreiben zu halten vermochten.

„Nein, Frau Sekretär. Ich — vermute nur.“

Der Brief beständige die schlimmsten Ahnungen der bedauernswerten Mutter. „Wenn diese Zeilen in Eure Hände gelangen“, schrieb der verdorbene junge Mensch, „bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Ich kann die Schmach, die mir der heutige Tag bereitet hat, nicht überleben. Verdammt mich nicht. Denkt Euch in meine Seele. Das Urteil der Prüfungskommission zertrümmerte alle meine Hoffnungen. Lebt wohl, und denke in Liebe und Vergebung an mich! Innigste Grüße an Gottfried und Inga — sie sollen mir ebenfalls verzeihen. Euer unglücklicher Johannes.“

Angesetzt in Gram und Verzweiflung schrieb Frau Mohr laut auf — das war im selben Moment, als ihr Gatte zurückkehrte. Finster fürchte sich seine Stirn, als seine flimmernden Blicke über die teueren Schriftzüge hinliefen, unwillkürlich ballte sich ihm die Faust.

„Bube!“ rang es sich grimmig aus seiner Brust. „Seine arme Mutter zu töten! Seinen Eltern das anzutun! Weine nicht, Arsch, er verdient deine Tränen nicht!“

„Arche nicht so hart, Martin — verdamme Dein Kind nicht. Er ist jung und in seiner Seele sieht alles anders aus als in den unseren!“ seufzte die unglückliche Mutter.

„Ah, daß es ich freudseliger, empörender Weisheit!“

„Nicht doch, Vater, — denn nicht, daß jemand leicht in den Tod geht — es ist so schwer, mit allen Hoffnungen des Daseins zu brechen — o, ich fühle dem armen Kinde die furchtbaren Kämpfe nach, die in den letzten Tagen und heute sein Innerstes zermartert haben — darum war er so blaß und so still die letzte Zeit — und darum küßte er mich heute früh so besonders zärtlich — Gottfried!“ rief sie schluchzend dem eben eintretenden Sohne entgegen, „beständige den Vater! Er ist jünnigst und außer sich — er soll das Andenken meines lieben Kindes nicht beschimpfen!“

Der Vater reichte dem Doktor finster den Brief. Gottfried las und wandte sich erschüttert ab. — da laut der alte Mann mit schwerem Schlag auf einen Stuhl nieder, preßte die Hände vor sein Gesicht, weinte laut und rief mit fast fallender Stimme: Mutter, vergib mir, o barmherziger, ewiger Gott, ich wollte ja alles vergeben, wenn er nur wiederkäme! Wie den verlorenen Sohn wolle ich ihn empfangen, wie einen vom Himmel Gesandten! Ach, Gottfried, ich war zu streng, ich hab' ihn in den Tod getagt, hab' ihm die Waffe in die Hand gegeben! Aber ich liebe mein Kinder zu sehr und meine Sorge sieht alles dunkler!“

„Mein guter Vater, Du hast das Beste gewollt“, sagte Gottfried festerlich. „Und wenn wir Johannes verstehen wollen, so müssen wir versuchen, ihn aus seiner eigenen Seele zu verstehen. Mein lieber Vater, suche Deinem Grame zu begegnen um der Mutter willen. Ich muß gehen — ich muß meine Nachforschungen fortsetzen. Lebend oder tot, wir müssen ihn finden!“

„Er ist schon gefunden — da bringen sie die Leiche.“

„Johannes?“

„Frau Mohr zusammenstauernd — und in der Tat, man vernahm draußen lautes Geräusch, Fußtritte erschollen auf der Treppe und türmten durch die offenkundige Tür des Vorderzimmers — Gottfrieds Herz zog ein Krampf zusammen, daß er zu ersticken verneinte, er fürchte höllisch nach der Tür.“

Im gleichen Augenblick ward die Tür von draußen aufgerissen — Inga stand auf der Schwelle, hochrot, mit fliegendem Braut, mit leuchtenden Augen, ihr leuchtiger Hut fiel tief herunter auf den Nacken. Und an ihrer Hand führte sie —

Johannes, Johannes, den Verlorenen, den Totgebliebenen — „Blas war er und beschämt sah er aus und trug den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Aber er lebte — und er war unverletzt — und Inga führte ihn ins Zimmer und legte ihn mit den Worten: „Mutter, ich bringe ihn — ich habe ihn gefunden!“ der jauchzenden Mutter in die weit offenen Arme. Der von einem schmerzlichen Wut beehrte Vater, sonst nicht oft zu Zärtlichkeiten geneigt, küßte ihn wieder und wieder und rief ihm die große Botschaft entgegen, er solle ja weiter die Schule besuchen und solle studieren, und wenn der letzte Pfennig dafür daraufginge!“

„Und paßt auf, er wird im nächsten Jahr sein Ziel erreichen“, jubelte Gottfried.

So groß war der Haß, der sich aller bemächtigt hatte, daß man zunächst gar nicht an diesjenige dachte, die soviel Barmherzigkeit alle gebracht. Gottfried wandte sich jetzt wieder zu ihr, sie zu fragen, wo sie ihn denn gefunden — aber seine Augen suchten sie vergebens — ihre Aufgabe an dieser Stelle war erfüllt, und nun füllte sie sich als eine Fremde, deren Anwesenheit nur Hören konnte — aber gedachte sie sich den Dankesbezeugungen der beglückten, jauchzenden Eltern und ihres Mannes zu entziehen? Inga war fort — still und unbemerkt war sie entwichen, den Tadel des ersten Entzündens behütend — niemand hatte sie gehen lassen, und vergabene eille Johannes selber in flüchtigem Tempo auf die Straße hinauf, sie ein- und zurückzuholen.

„Sie ist nicht mehr zu sehen“, rapportierte er wehmützig, doch sein Bruder lenkte mit der Frage: „Wo hat sie Dich gefunden?“ keine Gedanken sofort in eine andere Richtung.“

Im Tiergarten — auf anderem Lieblingsplatz — be-richtete er mit erglühenden Wangen. Mutter — Vater — Gottfried — sie hat mich gerettet! Wenn Ihr mich hier seht, so dankt ihr es, ihr ganz allein! Ich habe dort auf der Bank — es ist ein ganz verdeckter Ort, und niemand kommt so leicht dorthin — ich hatte noch eine Zeitung mit mir geflümpft, sonst wäre es schon vorher gewesen — und eben war ich zu Ende, und der furchtbare Entschluß stand in mir fest. Da kam es plötzlich dahergegahrt auf Antilopenfüßen, so schnell und leicht und wild — ich dachte mich zu verdecken — da erlauchte ich Inga — woran wußte ich nicht, denn es war schon finster. Und sie erblickte mich schon von weitem — im nächsten Augenblick hatte sie meine Hand ergriffen und ich mich von meinem Platze. „Johannes“, rief sie, „Du lebst noch!“ — „Ach

ich, Inga, laß mich“, rief ich, aber sie stellte sich ordentlich drohend vor mich hin, und wie eine Herrin befahl sie mir: „Gib mir die Waffe!“ Ich sträubte mich und bat und erklärte, ich könne nicht weiter leben — aber sie entriß mir den Revolver und sagte einfach: „Du gehst mit mir! Was bist Du für ein Feigling, daß Du Dich bei der ersten Widermütigkeit dem Kampf des Lebens entziehen willst — denn Du nicht an den Kummer von Vater und Mutter?“ So sprach sie zu mir, und noch mehr — und ich konnte ihr nicht widerstehen. An ihrer Hand hat sie mich hergeführt — sie hielt mich so fest, als fürchte sie, ich würde ihr entfliehen, und so schnell sind wir gelaufen, daß alle Leute hinter uns drein schauten.“

„Wie gut von ihr, wie edel“, rief Frau Mohr bewegt.

„O, warum kann ich ihr nicht danken, wie ich möchte.“

„Ich gehe, ihr unseren Dank zu bringen und sie zu bitten, unser Glück hier zu teilen.“ So predigend, machte sich Gottfried nochmals nach seiner Wohnung auf den Weg. O, wie ganz anders war jetzt der Inhalt seines Herzens! Lieber war es noch immer, zum Zerstreuen voll, aber die quälende Angst war geschwunden, Freude wohnte darin, und innige Dankbarkeit und tiefe Wehmüt über die Tragödie seiner Liebe!

Von rechtsmeigen hätte sie, die er so sehr geliebt, mitten unter ihnen sein müssen, wenn mit den Weinenden, fröhlich mit den Fröhlichen — statt dessen war sie entwichen, eine Fremde sich fühlend unter Fremden! Und doch war ihr Handeln das eines Herzens, das mit allen, denen sie so entfremdet schien, auf das Innigste zusammenhängt: seine Angst hatte die ihrige entzündet mit fiebernder Hast im Dunkel der Nacht hatte sie sich ausgerafft, den Bruder des Mannes zu suchen, den sie zu halten vorgab! Alles an ihr kinbete Teilnahme, ihr wogender Busen atmete allesvolle Besorgnis, ihre glühenden Wangen stammten Mitgefühl, ihre strahlenden Augen stimmerten Freude und Entzücken!

„Sie soll nicht denken, daß wir sie unbarbar vergessen“, sagte er ergriffen zu sich selbst, „vielleicht fühlte sie sich überflüssig, weil im ersten Jubel niemand auf ihr sprach — wes ich aber in solchen Augenblicken Herr seiner Handlungen!“

Die Straßenbahn fuhr ihm ziel zu langsam — endlich konnte er absteigen — er nahm immer gleich mehrere Stufen — im Korridor erblickte er ihren Mantel, das sichere Zeichen, daß sie zurück war.

(Fortsetzung folgt.)



